

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: 54 (1996)

Artikel: Doch ein gutes Leben? : Die Geschichte des Fixers René G.
Autor: Spörri, Hanspeter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948464>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

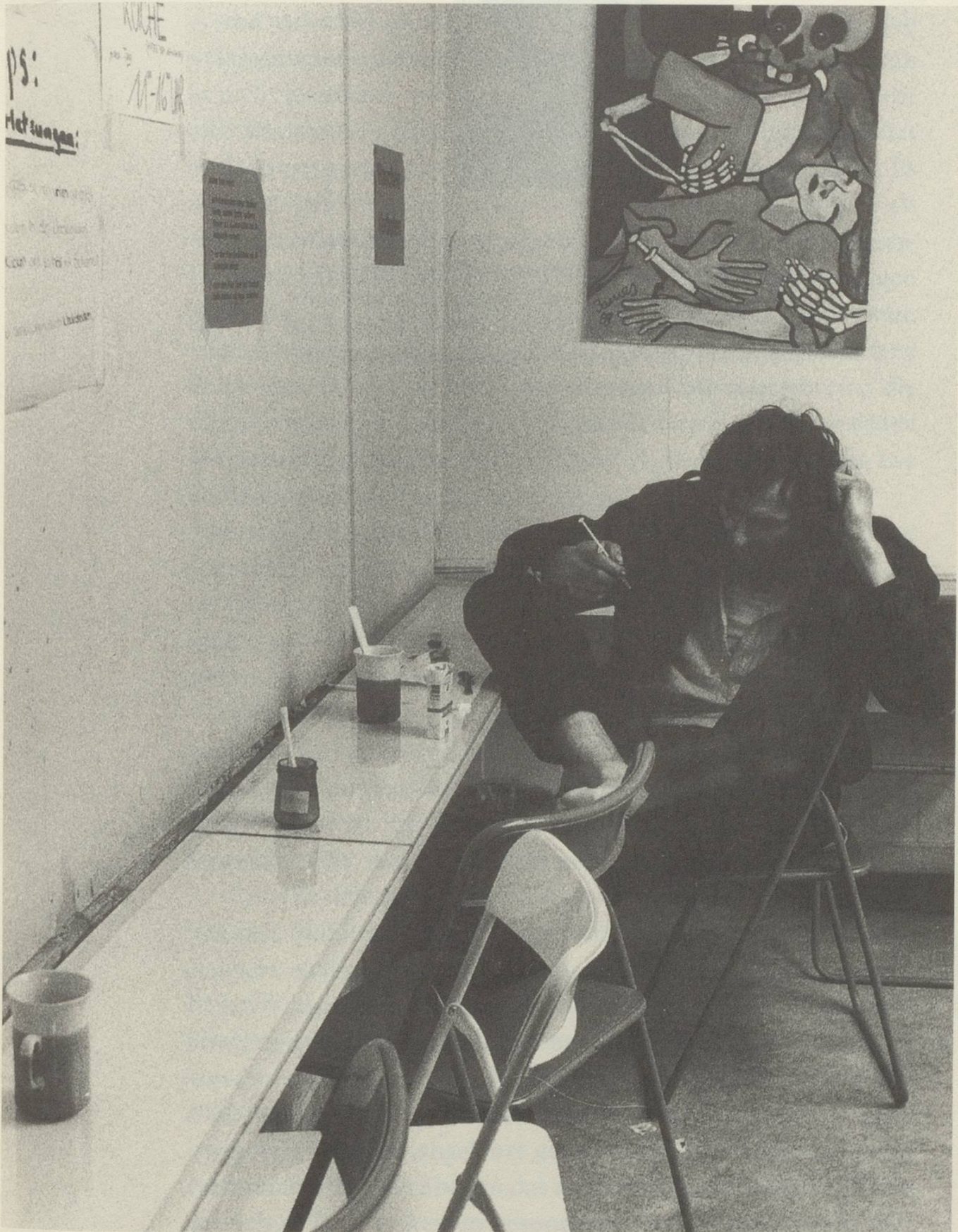
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.06.2025

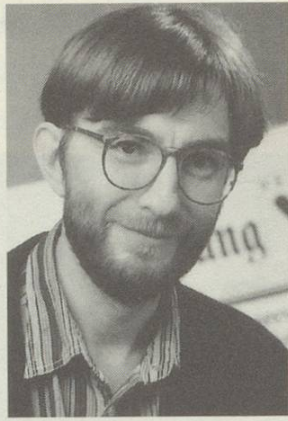
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Doch ein gutes Leben ?

Die Geschichte des Fixers René G.



«Fidi» im «Bienehüsli», etwa 1989. (Bild: Gertrud Vogler)



Autor

HANSPETER SPÖRRI, vierzehn Jahre lang Vormund von René G. Arbeitet derzeit an einem Buch über Renés Leben, die Drogenszene und Drogenpolitik. Von 1981 bis 1984 Lokalredaktor beim «St.Galler Tagblatt», bis 1989 bei «Radio Aktuell». Heute Auslandredaktor der «Appenzeller Zeitung».

Lea, Martin, Werner, Corinne und Hanspeter sitzen in der «MSH 1» – der Medizinisch-Sozialen Hilfsstelle, wo Drogensüchtige essen können und ein Minimum an Betreuung erhalten – und sprechen über «Fidi», den 43jährigen René G., den «Gassenvater», der am 8. Oktober 1994 gestorben ist: «Ich kann es nicht glauben.» – «Wir müssen etwas machen.» – «Ich habe eine Stinkwut. Er hätte nicht sterben müssen.» – «Irgendwie hat er doch ein gutes Leben geführt – aus seiner Sicht jedenfalls. Es war das, was er wollte.» «Fidi» erscheint in der Statistik nicht als «Drogentoter», doch er starb einen typischen Fixertod: Herzklappen- und Hirnhautentzündung. Die Antibiotika konnten gegen die sich ausbreitende Infektion nichts mehr ausrichten. «Sein Tod ist nicht eine Folge des Drogenkonsums, sondern eine Folge der Drogenpolitik», doziert eine Sozialarbeiterin, die «Fidi» seit langem kennt. Sie meint die Bedingungen, unter denen Drogenabhängige leben, sich den Stoff verabreichen müssen. Die verdreckten und gepanschten Drogen.

Es wird beschlossen, eine Todesanzeige aufzugeben. Eine schlichte, ohne Kitsch. Schliesslich einigt man sich auf die Worte: «Wir nehmen Abschied von ...» – diese Zeile wird einige Tage später auch der Redaktor des «St.Galler Tagblatts» als Titel für seinen Nachruf verwenden.

«Fidi» hätte sich nicht gegen diese posthume Berühmtheit gewehrt. Er war ehrgeizig, verglich sich manchmal mit seinen Kameraden aus der Kantizeit, die inzwischen Akademiker sind. Auch er machte Karriere, war zeitweise ein guter, ein seriöser Strassendealer. Auf der Gasse war er eine Berühmtheit.

«René hat alles mitgemacht. Er hat Handball gespielt, kam mit uns zum Skifahren. Er war ein guter Jasser, in der Pfadi aktiv», erinnert sich der Anwalt Guido Mätzler an seinen «besten Freund» aus der Schulzeit, mit dem er auch in der Studentenverbindung war. René sei immer sehr sozial gewesen, das Gegenteil von einem Egoisten. «Er war äusserst zuverlässig – und zu den Mädchen charmant.» Er habe sich für alles interessiert, sei aber irgendwie ziemlich abgeklärt gewesen. Wenn sie einen Match verloren hätten, so habe ihn das nicht lange beschäftigt. Auch in der Schule habe er keinen besonderen Ehrgeiz gehabt. «Er war

überdurchschnittlich intelligent, tat aber nur so viel, dass er durchkam. – Irgendwann merkte ich, dass er sich für die spirituellen Seiten des Lebens zu interessieren begann. Das war auch die Zeit, als ich das Studium in Zürich begann und René in die RS musste. Ich verlor ihn mehr und mehr aus den Augen.» René schrieb sich ebenfalls an der Universität ein, wollte Kunstgeschichte studieren. Er hat wohl ganz selten eine Vorlesung besucht.

Viele Jahre später erklärte «Fidi», wäre er nochmals jung, würde er wieder als Junkie durchs Leben gehen. Daran erinnert sich ein Freund aus frühen St.Galler Hippie-Tagen, der an Renés Beerdigung in der Friedhofkapelle Feldli Querflöte spielte: «René hatte seinen Weg gefunden. Er liess sich nicht dreinreden.»

Gab es einen Wendepunkt in seinem Leben? Nach der Matura reiste René nach Indien, kam krank zurück. Er interessierte sich für Religionen, Meditation und Philosophie. Guido Mätzler glaubt, der Militärdienst und ein Kollege, den René in der RS kennengelernt und der ihn mit Drogen in Kontakt gebracht habe, hätten sein Leben entscheidend beeinflusst. «Damals wurde es immer schwieriger, mit ihm abzumachen. Er wurde immer unzuverlässiger.»

Guido Mätzler erzählt von einem Besuch in der Psychiatrischen Klinik, einige Jahre später. Der Mann, den er da getroffen habe, sei nicht mehr der gleiche gewesen, den er gekannt habe.

Damals sagte der Chefarzt der Psychiatrischen Klinik Wil einem Freund Renés, dass eine unterschwellig vorhandene Schizophrenie durch halluzinogene Drogen wie beispielsweise LSD zum Ausbruch gebracht werden könne.

René galt seither als «krank», wurde mit allen Arten von Psychopharmaka behandelt. Jahrelang sollte er danach immer wieder in die Klinik eingewiesen werden, wenn er von der Polizei in verwirrtem Zustand aufgegriffen wurde. Manchmal genoss er seine Halluzinationen, wurde zornig, wenn man sie ihm mit zwangsweise verabreichten Medikamenten raubte, wenn man seine Phantasie vernichtete. Manchmal aber haben ihn die inneren Bilder, Töne und Gefühle bedrängt. Dagegen half das Heroin. Es beruhigte ihn, stimmte ihn versöhnlich, liess ihn die Welt

ertragen – und angepasster erscheinen. Fünfzehn Jahre später schrieb eine Ärztin: «Die genaue Abwägung: was ist Krankheit und was ist Theater, um sein Umfeld zu manipulieren, ist mir persönlich noch nicht gelungen.» Diese Abwägung gelang niemandem, der beruflich mit René zu tun hatte: Therapeutin, Sozialarbeiter, Ärztin, Richter. René leistete Widerstand, liess sich nicht kategorisieren und nicht einsperren. Nach Zwangseinweisungen in die Klinik richtete er auf der Station häufig ein derartiges Durcheinander an, dass Ärzte und Pfleger alles daran setzten, den Patienten möglichst schnell wieder loszuwerden.

Die Trauernden in der MSH 1 wollen nur gute Erinnerungen an René haben: «Nicht ein einziges Unwort» sei zwischen ihnen gefallen, erinnert sich Lea. «Immer ist ‹Fidi› für andere dagewesen», meint ein Fixer.

Die Stimmung überträgt sich auch auf den «Tagblatt»-Redaktor, der in den folgenden Tagen für einen Nachruf recherchiert: «Er war eine Gestalt, die auf ihre Weise zur Stadt gehörte.» Und: «René Geiger brauchte Hilfe. Und doch war er eine Respektperson. Abhängig und doch mit einem grossen Bedürfnis nach Unabhängigkeit. – Manchen flösste er bei der ersten Begegnung Furcht ein. Es blieb nicht dabei. Er konnte in Beziehung treten. Furcht verwandelte sich in Achtung, in Zuneigung. Für jüngere Süchtige versah er beinahe die Rolle eines Vaters.»

So konnte man ihn sehen. Oder auch so: «Der Grossteil seiner Selbstbestätigung und seines Selbstwertgefühls basiert auf seiner effektiven oder vermeintlich zentralen Stellung als lokaler Drogenhändler. Sich in einer Managementfunktion fühlend, beherrscht seine Gestalt und sein Wesen jeden Raum, in dem er sich aufhält. Die Sonderbehandlung, die er sowohl durch die Polizei wie auch in anderen Institutionen erfährt, begünstigt diese Haltung. Andererseits spricht er auf Zuwendung, logisches Rasonieren und Erklärungen gut an und ist für kurze Zeit wieder besser betreibbar.» So schildert eine Ärztin ihren schwierigen Patienten.

Unzählige Menschen haben versucht, René Geiger zu helfen. Aber sie blieben «hilflose Helfer». Sie waren fasziniert von René's Kraft, von seinem Charisma, seinem Charme. Manche verliebten

sich in ihn. René war sich seiner Ausstrahlung bewusst, setzte sie gezielt ein, flirtete sich durchs Leben – wenn es ihm gutging. Manchmal war er mühsam: verbal böse, ein Spiesser, der gegen Asylbewerber wettete, ein Macho, der meinte, Schalterbeamtinnen und Sozialarbeiterinnen beschimpfen und herumkommandieren zu müssen.

G. habe «stark abgebaut», schrieb schon vor Jahren ein Gutachter. «Nein», widerspricht Lea: «Er hatte ein grosses Wissen, eine grosse Menschenkenntnis. Er war fast so etwas wie ein Mediziner – trotz der Drogensucht. Und noch wenn es ihm schlechtging, durchschaute er die Ärztinnen und Therapeuten. Er liess sich nicht manipulieren.» Genau diese «Menschenkenntnis» bereitete den «Sozialprofis», die sich mit René auseinandersetzten, auf ihn «einzuwirken» versuchten, am meisten Mühe. René konnte sich in ihre Denkweise einfühlen, spürte ihre Unsicherheit. «Direkt übersinnlich» sei seine Sensibilität gewesen, glaubt eine Sozialarbeiterin.

Einen Nachruf veröffentlichte auch der Zürcher «Tages-Anzeiger»: «G. war ein Ausgestossener, aber unter den Ausgestossenen ein König. Vielleicht einfach, weil er überlebt hat all die Jahre lang. Aber auch, weil er stark war, sich nicht einschüchtern liess.» Die Journalistin Barbara Hasler kannte Renés schwierige Seiten: «Er war kein angenehmer Zeitgenosse, ungepflegt, laut, dominierend, unberechenbar. Seit ich ihn kenne, mehr als zehn Jahre schon, war er immer so, ein Junkie der hoffnungslosen Art, vollgedröhnt mit allem, was er in die Finger kriegte.» – Auch dieser Nachruf hätte René gefallen. Er wollte unberechenbar sein, wollte gefürchtet oder geliebt, auf jeden Fall aber respektiert werden.

Als die Nachricht sich verbreitete, dass René im Spital, dass er schwer krank sei und vielleicht sterben müsse, zeigte es sich zur Überraschung des Spitalpersonals, dass er viele Freundinnen und Freunde hatte. Betroffen zogen sie am Krankenbett vorbei, die Fixerinnen und Fixer, die Sozialarbeiter und Gassenarbeiterinnen, die sich oft über ihn geärgert hatten. Niemand wusste genau, was René mitbekam, was er noch mitbekommen wollte. Seine beste Freundin begleitete ihn während der schwierigen Tage.

Über sie hatte er ab und zu geschimpft, und manchmal wollte sie nichts mehr von ihm wissen, weil das Chaos zu gross, die Hektik unerträglich war. Und doch hatte sie ihm fast zwei Jahrzehnte lang die Treue gehalten.

René selber hatte schon längst Abschied genommen: «Weisst du, mir wachsen jetzt Flügel», hat er seiner Freundin einige Monate früher anvertraut. «Freust du dich darauf?» habe sie ihn gefragt. «Ja», antwortete René. Im «Tagblatt»-Nachruf wurden diese Monate so beschrieben: «Seiner Umgebung fiel auf, wie er sich vor allem in diesem Sommer gewandelt hatte: Er begann sich für die Umgebung zu interessieren, auf Mitmenschen einzugehen. Es war, als ob seine Identität nochmals hervor- kommen wollte. In dieser Zeit wurde ihm zuweilen auch der Übername «Fidi» leid; er wollte René geheissen werden.»

«Dass jetzt alle so schön traurig sind, ab und zu auf das Grab pilgern, eine Blume hinlegen, stimmt für mich nicht», sagt seine ehemalige Freundin: «Wo waren sie früher?»

Jetzt gehört «Fidi» ein bisschen allen. Und niemandem. Mit den Erinnerungen sind alle allein. «Hätte ich doch... , wäre ich doch...» Viele haben von René gelernt: über sich selber, über ihre eigenen Grenzen. Die hat er allen gezeigt. «Glaubst du, irgend jemand von denen hätte René aufgenommen, wenn es ihm schlechtging? Rausgeschmissen haben sie ihn.»

Heimat war für «Fidi» zeitweise der «Schellenacker», die offene Drogenszene. Selten ging er nach Zürich. Platzspitz und Letten waren ihm zu gross. Er war zu sehr St.Galler, zog die über- schaubare Ostschweizer Szene der anonymen Grossstadt vor. Für Aussenstehende war der Schellenacker bestenfalls eine Vor- hölle, ein paar Bretterverschläge, ein notdürftiges Dach über dem Kopf, das anfänglich von der Polizei immer wieder weggeräumt worden war, kalt, zugig, nass – und die Hektik des Drogen- handels. «Recht gemütlich ist es trotz allem», hatte René gesagt an einem Tag, an dem es ihm gutging: «Es ist doch ein gutes Leben.»

